

(Nachdruck verboten.)

51

Andreas Vöst.

Bauernroman von Ludwig Thoma.

Die Alte nickte müde mit dem Kopfe und bewegte den zahnlosen Mund.

„Was hat sie g'sagt?“ fragte der Bauer.

„I ho's it verstanna. Was hoscht g'sagt, Muatta?“

Die Schullerin schaute die alte Mutter prüfend an.

Ruhig wie ein Mensch, der über eine Sache ins reine kommen will.

„Wos hoscht g'sagt, Muatta?“ fragte sie noch einmal.

Die Alte begegnete ihrem Blick; in ihren glanzlosen Augen war nichts von Angst und Sorge zu lesen. Nur Müdigkeit.

„I treib's nimmer lang,“ sagte sie.

„Sie moant, sie muas sterb'n,“ wiederholte die Schullerin mit lauter Stimme. Der Bauer schnitt bedachtam den Brotlaib an und brockte kleine Stücke in seine Suppe.

„Sie is halt scho guat bei die Jahr,“ sagte er, „wie alt bischt denn jetzt, Muatta?“

Die Alte gab keine Antwort; sie schaute wieder vor sich hin, und ihr Kopf sank herunter.

„An achtasechz'a Jahr' werd sie sei, und g'arbet hat sie viel,“ sagte der Sohn.

„Ja, g'arbet hat sie viel, und acht Kinder hat sie bracht; des seht oan zu. Sie g'fallt mi aba gar net; sollst dennerst an Pfarra hol'n, Bauer.“

„In Pfarrhof geh' i net. Dös muacht's scho selm toa; oder schief um!“

„Na geh'n i selm, hal i abg'spült hab.“

Die Alte bewegte wieder die Lippen.

„Wos hoscht g'sagt, Muatta?“

Die Schullerin ging zur Ofenbank und horchte aufmerksam.

„Ja, ja, Muatta! Hoscht scho recht. Sie sagt, sie is froh, bal's gar is. I so hat's koan Wert nimma, sagt sie.“

Der Bauer legte den Löffel weg und ging in den Hof hinaus.

„Andrä!“

„Wos geit's?“

„I nimm jetzt de zwoa Braunn', und du spannst an Ochsen ein!“

Der Knecht führte zwei stattliche Pferde aus dem Stall; der Schuller nahm das Leitseil und ging hinter ihnen her. Am unteren Ende des Dorfes holte er den Geitner ein.

„I Good, Schuller!“

„I Good!“

„Wo geah'icht hi?“

„An Schmidlader; Haber vorbaum.“

„Wo's d'an Alee g'habt hoscht?“

„Ja.“

„Jetzt geht's ja leicht mit'n bau'n, weil's nimma so frucka is.“

„Es tuat's.“

„Beim Kramer han's g'sagt, daß bei Muatta schlecht dro is?“

„Ja, sie hat's kloa beinand. Dan Tag oder zwoa, länger werd's kaan mehr leb'n.“

„Wia's halt is. Die Junga könnu sterb'n, und de Alt'n müassien sterb'n.“

„Da fo'icht nix macha.“

„Hoscht du nix g'hört, Schuller, wann de Bürgermoasterwahl is?“

„Na, foa Tag is no net g'iekt, wia 'r i woas. Im November werd's halt sei.“

„Dösmal werst as du, Schuller.“

„I reiß mi net drum. Mir werd's liaba an anderer.“

„Wer denn? Da kloiber mag nimma.“

„Vielleicht sagt er grad a so.“

„Na, dös woas i g'wis. Da kloiber steht g'ruet.“

„Kada könnst ja an Hierangl nehma.“

„I glaab it, daß's der werd. Er hat it viel Leut' auf da Seiten; bloß de, wo eahm was schuldi san.“

„Aba da Pfarrer möcht'n.“

„Ja, weil er moant, daß er eahm helfat mit sein' Turm, und weil er überhaup's allawei z'ammspiunt damit. Aba 'r auf'n Pfarrer passen mir it auf.“

„I sag' da's schnurgrad, Geitner, mi frent's gar it. Bal i Bürgermoasta waar, gang da Verdruß nimmer aus. Garaus mit'n Pfarra. Er fo mit net schmeda, dös woasht ja. Und z' Erbsach san gnuu, de wo zu eahm halt'n; nacha gab's allawei Zwidrigkeiten. Nehmt's an Hierangl, dös is viel g'scheiter.“

„Mi hamn ja no Zeit, Schuller; aba dös derfst glaab'n; bals mir nachgeht, werst as du. I bin auf deiner Seiten; dös derfst g'wis glaab'n.“

„I's scho recht. 'I Good!“

Der Schuller ging vom Weg ab zu seinem Ader; wie er die Gänge am Pflug vorspannte, sah er dem Geitner nach und sagte vor sich hin: „Hättst mi gern ausg'ragt, gel, Tropf schei'heiliga? Di kenn i guat. Wia!“

Die Gänge zogen an; unter der blinkenden Pflugchar wellten sich die Schollen.

Dabeim sah die alte Mutter noch immer unbeweglich in der Ofenecke und sah der Schwiegerin zu, welche die Stube aufräumte.

Das ging flink mit rüstigen Armen.

So hatte die Alte auch einmal gearbeitet und geschaltet im Hause. Dann waren langweilige Tage gekommen, und sie hatte gespürt, wie unnützlich ein Leben ohne Arbeit ist.

Hohes Alter ist kein Segen. „Du sollst dein Brot verdienen im Schweiß deines Angesichts.“ Das ist für die Bauernleute geschrieben, denen die Hände schwer werden beim Rasten.

Und die Alte fürchtete sich nicht vor dem Sterben; das hatte sie sich oft gewünscht, nicht aus Verzweiflung oder aus Trübsinn, sondern weil es recht ist, zu gehen, wenn das Bleiben keinen Wert hat.

Der jüngste Bub der Schullerin kam lärmend herein.

Die Bäuerin wehrte ihm ab.

„Geh auss, Kaverl, du hoscht do herin nix z'toa. Sieg'icht it, daß d' Großmuatta krank is?“

„Muas sie sterb'n?“

„Ja, sie muas bald sterb'n. Aba jetzt geh zua! Du gehst uns do im Weg um.“

Der Kleine sah mit neugierigen Augen nach der Alten hin, und als er die Stube verlassen hatte, stellte er sich draußen an das Fenster und prekte das Gesicht an die Scheiben.

Die Schullerin wollte in den Stall gehen; da kam der Kooperator über den Hof, und sie blieb unter der Türe stehen.

„Es ist eine kranke Person im Hause, welche des geistlichen Trostes bedarf?“

„Ja, Hochwürden, d' Muatta is schlecht beinand. Seit mittag kimmt's ganz von da Kraft.“

„Wo ist sie?“

„Bitt' schön, Hochwürden, da herin.“

Der junge Herr trat in die Stube. Ein Blick auf die Alte zeigte ihm, daß hier nur mehr die Seele, nicht aber der Körper zu retten sei, und er ging berufsfreudig an sein Werk.

„Warum habt Ihr so lange gewartet?“ fragte er die Schullerin. „Ich fürchte, sie versteht meine Worte nicht mehr.“

„Es is so schnell ganga, Hochwürden. Aba sie is no beim Verstand; sie hört no ganz guat, bloß müad is sie halt.“

„Dann laßt uns jetzt allein!“

Die Bäuerin ging hinaus, und der junge Mann setzte sich vor die Kranke hin. Er zog ein dickes Gebetbuch aus der Tasche und fragte mit lauter Stimme: „Hört Ihr meine Worte?“

Zwei müde Augen schauten ihn an; es lag darin mit dem Aufbieten der letzten Kraft der Ausdruck von Ehrerbietung, und die Alte versuchte mit zitternder Hand das Zeichen des Kreuzes zu machen. Ein milder frommer Mensch wäre gerührt worden durch diese schlichte Ergebung und hätte sich demütig gebeugt vor der Würde der sterbenden Greisin. Aber Herr Sigberger konnte nicht Trübsinn überwinden; er fühlte sich nicht klein in dieser Stunde, sondern es erhob ihn der Besitz der geistlichen Gewalt über diese Seele.

Und er sprach wieder so laut, daß ihn die Alte hören mußte: „Anastasia Wöst, Ihr seid nun an das Kreuz geheftet, und Ihr sehet der bitteren Todesstunde entgegen. Ihr müßt bedenken, daß der liebevollste Jesus für Euch ebenfalls Krankheiten und Schmerzen auf sich geladen hat.“

„Bittet ihn, daß er Euch die wahre Geduld verleihe, und opfert ihm alle Glieder Eures Leibes auf, daß er sie strafen möge nach seinem göttlichen Wohlgefallen!“

Die Alte verstand nicht alle Worte, aber sie fühlte dunkel, daß sie die Tröstungen der Religion bildeten, in welcher sie lange und gläubig gelebt hatte. Darum erhob sie mühsam den Kopf und versuchte kurze Zeit, ihre Augen offenzuhalten.

Herr Sitzberger fuhr eifrig weiter.

„Ihr sollt nicht mehr an dieser Welt hängen und Euch das Scheiden von derselben schwer fallen lassen. Ihr sollt im Gegenteile von einem innigen Verlangen nach den Wohnungen des Himmels erfüllt sein. Ihr sollt sagen, daß Eure Seele dürstet und seufzt nach den Vorhöfen des Herrn. Wenn auch immerhin die Furcht vor dem Gerichte die Vorstellungskraft bedrängt und der Anblick Eurer Sünden Euren Geist in tödliche Traurigkeit versenkt.“

Die Kranke bewegte ihre Lippen, und der Kooperator fragte:

„Was wolltet Ihr sagen?“

Sie sprach kaum vernehmbar vor sich hin:

„I hab allawei gern g'arbet. Es is mir it leicht an Arbeit g'viel g'wen.“

Dabei hielt die Alte die mageren Hände vor sich hin, als wollte sie die Ehrenmale der Arbeit zeigen; und ein freundliches Lächeln ging über ihr verwelktes Gesicht. Ja, wäre der liebe Gott in der Stube gelesen, dann wären ihm vielleicht die Augen naß geworden, und er hätte gesagt: „Das sind zwei ehrliche Hände, Anastasia Wöst, die du aufweisen kannst, und sie erzählen von nützlicher Arbeit. Die haben Gutes gewirkt im Leben, und mehr braucht es nicht für den Himmel.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

83]

Auf Irrwegen.

Von Jonas Lie.

Als Faste in die Gartentür einbog, gewahrte er plötzlich gegenüber auf dem Wege eine Gestalt. — Es schien fast, als wolle sie sich schon entfernen.

Vera? — Vera? — Ja, das mußte wohl Vera sein —!

Es durchzuckte ihn, daß sie wohl infolge seines Willetts Verdacht geschöpft haben müsse und nun auf ihn gewartet und ihm aufgepaßt hatte!

Mit einem Satz war er neben ihr.

„Du hier, Vera —“

„Ach, — ich habe mich so geängstigt, — ich bin hier auf und nieder gegangen und habe nach Dir ausgespäht, ob Du nicht kämst, — ob Du denn nimmer kämest!“ Sie rang krampfhaft die Hände.

„Ich verstehe. — Ich verstehe. — Ich fühle mich wie ein auf feischer Tat ertappter Dieb! — — Nein, ich kann Dich beruhigen, dieser Dein geschlagener ehemaliger Freund will leben, — will den Kampf noch einmal aufnehmen.“

„Scherze nicht, Faste! — Du bist noch keineswegs fertig mit der Welt, — Du hast noch gar nicht einmal angefangen. — Ich habe es ja immer gewußt, daß dies nichts für Dich sei.“

„Was kann ich Dir sagen! — Aber Du hast ja genug ungebrauchte Fähigkeiten und Kräfte. — Weshalb nicht über all das schreiben, was Du denkst? — Ich sing an, das Schauspiel zu lesen, das Du mir geschickt hast, und es war mir, als erlebte ich es alles. — Aber plötzlich überkam mich eine solche Angst, — weshalb hattest Du es mir geschickt?“

„Ich stürzte geradewegs zu Deiner Mutter; aber sie und Agnete dachten an nichts Schlimmes, und ich hütete mich wohl, sie zu erschrecken. Aber von dem Mädchen erfuhr ich, daß Du ausgegangen, — daß Du nicht auf Deinem Zimmer seiest. —“

Und dann bin ich hier in Todesangst auf und nieder gegangen und habe gespäht und gespäht und gelauscht —“

„Großer Gott, Vera, — wäre es nun nicht im Grunde für alle besser gewesen, wenn dieser lästige, beschwerliche Bursche verschwunden, unterlegen, aus der Welt gegangen wäre mit der Bemerkung: — Verstehe keine Spur von dem Ganzen!“

„Nein, Faste, das wäre nicht besser gewesen, — für mich nicht.“

„Sagst Du das, Vera? — Kann so eine verunglückte, schiffbrüchige Person Dich noch interessieren?“

„Wie Du redest, Faste! — Du mit allen Deinen —“

Er packte sie plötzlich bei beiden Armen und sah ihr scharf ins Gesicht. — —

„Nein, jetzt sollst Du es mir sagen, — jetzt will ich es wissen.“

„Ich habe ja schon einmal Schiffbruch gelitten und muß es zum

zweitenmal ertragen können. — — Verhält es sich wirklich so? Ist es denn möglich, daß Du Dich mir und meinen Interessen anschließest, — jetzt, wo ich so tief unten auf der Leiter stehe. — — Kannst Du, die Du so klar und klug und korrekt bist, mich lieb haben? — Ja, so richtig, wirklich, meine ich!“

„Du bist meine Welt geworden, Faste! — Ohne Dich gibt es für mich nichts, nichts, — das weiß ich jetzt nur zu gut.“

„Aber das ist ja, als wolltest Du Dich vom Felsen herabstürzen, Vera! — Gott behüte Dich, Kind!“

„Du bist bitter geworden, Du Aermster,“ — sagte sie und lehnte den Kopf an ihn an. — — „Aber Du sollst sehen, es wird noch alles wieder gut. — — Wir wollen es schon zwingen, wir beide. — Wie, Faste?“

Er schlang die Arme um sie. —

„Rebe, sprich weiter. — — Es hört sich an wie etwas Herrliches, aus weiter Ferne, — wie Meerfrauensang! — Es ist mir, als stünde ich hier und hielte Dich mitten in der Brandung fest.“

„Sie wird ihr Schäumen schon einstellen, wenn wir beide —“

„Vera! Vera!“ flüsterte er, — „sage es immer, immer wieder, daß Du mich liebst, so daß ich es fassen, — es begreifen kann.“

15.

Faste und Vera waren übereingekommen, daß sie sofort heiraten wollten. Sie wollte den Kampf mit ihm gemeinsam aufnehmen.

Die Neugierde machte einen nicht geringen Eindruck auf die Stadt, — wirkte auch wie ein Dämpfer auf die unverhohlenen Neugierungen bitterer Nechtlust in gewissen Kreisen.

— Und dann geschah es, daß Faste und Vera eines Tages zu Ostel Joel beschieden wurden —

Er war ja wie aus den Wolken gefallen vor Staunen — hatte immer geglaubt, daß Vera Ohlling ihren Verstand auf dem rechten Fleck habe. — — Aber was sollte man sagen, — heutzutage gab es keine Ueberraschungen mehr! —

„Nun, Ihr beabsichtigt also, wie man mir sagt, die schriftstellerische Laufbahn einzuschlagen, eine Zukunft mit der Feder aufzubauen, — ein Geschäft mit dem wohlfortierten Lager von Phrasen und schönen Worten und Kata Morganas und Seifenblasen zu machen! — Sotzusagen ein Delikatessegeschäft in höherem Stil zu errichten, — nur mit dem Farbenspiel der Dinge —“

Ja, ja, — dabei ist jedenfalls nicht so viel zu riskieren, — keine so große Verantwortung — bei so etwas — Lustigem!

„Ich las das Schauspiel, das Sie mir schickten, kleine Frau, — „Mammon“. — — Es ist ja jetzt beim Theater eingereicht?“

„Ich las es in einem Zug. — — Ich muß gestehen, ich habe es genossen, — — namentlich an den Stellen, wo man nicht selber figuriert. — — Wunderbar getroffen, das muß man sagen, — mein alter, verehrter Konkurrent Banddirektor Wödsman, wie mit einer Laterne von außen und innen durchleuchtet. Eine sonderbar verwickelte Maschinerie, so ein Mensch. — —“

Ja, was soll man sagen! — die Zeit hat auch mich angestedt. Ich habe auch Ideen. — Es ist ein einsames Leben gewesen, das ein alter Mann diese letzten Jahre geführt hat. — Was meint das junge Paar? — Soltet Ihr wohl geneigt sein, diesen traulichen Stätten auf einige Zeit den Rücken zu kehren und mich nach dem Süden begleiten, wo ich gezwungen bin, mich häuslich niederzulassen? — Wir könnten uns ja gegenseitig dies oder jenes zuführen, — mein Neffe und ich sind schon längst daran gewöhnt, unsere gegenseitige Lebensweisheit rüchhaltlos auszutauschen, — und mit der jungen Frau wollte ich schon fertig werden.

Und dann, mein lieber Faste, dann kann ich Dir auch mitteilen, daß ich mich entschlossen habe, Deinen weisen Rat zu befolgen und die Stiftung zu errichten, zu der Du mich seinerzeit verpflichtet glaubtest und weswegen Du mich so strenge unter den Druck meiner Mitmenschen stelltest.

Mein Angebot ist nun gemacht. Ich übernehme das Hotel mit allen Bauplänen und Anlagen bis über den Dorfstrand hinaus, — alles, was von der Stadt isoliert liegt, — für ein Drittel von dem, was es der Aktiengesellschaft gekostet hat. Ich will es in einen Kurort für Bronchitiskranke und Lungenleidende verwandeln, — habe eingehend mit Doktor Falkenberg darüber konferiert. — — Da find ja, wie Du das so beruhigend in Deinen Prospekten geschildert hast, — alle möglichen Vorzüge vorhanden: Gegen den Wind geschützte Lage, Salz in der Luft, Nictennabelatmosphäre, Meeres- und Hochgebirgsaroma, — wo könnte ich es da wohl besser hin verlegen? —

Und alle Menschen sind ja nicht in der Verfassung, daß sie, so wie wir drei, gen Süden ziehen können — —“

(Schluß folgt.)

Geographisches und Volkswirtschaftliches aus Bulgarien.

I.

Wenn Bulgarien ein Balkanstaat genannt wird, so geschieht das mit einem gewissen Recht; denn ein guter Teil des Landes wird vom Balkan eingenommen. Und doch ist auch jene Bezeichnung nicht ganz richtig, da das Wort Balkan nur Gebirge bedeutet und in

Vulgarien für jenes Gebirge nie gebraucht, dafür aber Stara Planina (der „alte“ oder „hohe“ Berg) gesagt wird. Das Gebirge hat westlich vom Durchbruch des Jzser (Nebenfluß der Donau) seinen Hauptabfall an der Nordseite, östlich davon auf der Südseite, und es hängt wohl mit dieser Bruchzone zusammen, daß von den zahlreichen heißen Quellen auf der Nordseite nur zwei westlich vom Jzser, also bei dem Steilabfall liegen; östlich vom Jzser sind sie auf der Südseite zu finden. Bekannt sind 128 Mineralquellen an 75 Orten. Der höchste Berg des Balkans ist der Jumnukal mit 2385 Meter. Es sind zahlreiche Pässe mit zum Teil guten Fahrstraßen vorhanden, die auch eifrig benutzt werden, aber über keinen führt bis jetzt eine Eisenbahn; östlich vom Schipla-Paß wird jedoch eine Transversalbahn bald den Verkehr vermitteln. Die einzige Bahn, die den Balkan quert, benutzt das herrliche Durchbruchstal des Jzser, erforderte aber trotzdem noch 22 Tunnel. Parallel zum Balkan geht die Sredna Gora, die ebenso wie der Balkan noch viele Wälder aufweist. Ihr gegenüber liegt auf der anderen Seite des Mariza-Beckens das Rhodopegebirge, steilwandig aufragend wie eine gewaltige Mauer, die am Westende im Rusallah mit 2924 Meter ihren Höhepunkt erreicht und dort in das massige Rilagebirge übergeht; diesem wieder ist nördlich die prächtige Witoſſa (2287 Meter) isoliert vorgelagert.

Vulgarien besteht geographisch aus drei Teilen: 1. Nord-Vulgarien, das sehr passend auch Donau-Vulgarien genannt wird; 2. dem Balkan; 3. Süd-Vulgarien (Dzi-Rumelien^{*)}), das analog Mariza-Vulgarien heißen könnte.

Sowohl von unseren Zeitungen her wie auch durch unsere Atlanten sind wir gewöhnt, von den Balkanländern als den „kleinen“ Ländern zu sprechen. Das kommt aber hauptsächlich daher, daß unsere Atlanten die nichtdeutschen Länder in kleinerem Maßstabe darstellen als die deutschen; Professor Kasner sagt daher mit Recht: „Es wird mancher überrascht sein zu hören, daß das Fürstentum Bulgarien einerseits genau doppelt so groß ist wie das Königreich Serbien und andererseits so groß wie die beiden Königreiche Bayern und Württemberg zusammen“. Die Bevölkerung (1905 4 028 239 Einwohner) ist noch dünn gesät — in Nordbulgarien 47, in Südbulgarien 39, im Mittel 44 Einwohner auf 1 Quadratkilometer, — so daß das Land noch viel Platz bietet, zumal auch die türkische Restbevölkerung allmählich auswandert (1893—1902: 64 000). Während aber in Deutschland auf 1000 Einwohner nicht ganz 37 Geburten kommen, weist Bulgarien deren 45 auf. Ja, es gilt geradezu als ein Unglück, wenn sich bei einem jungen Ehepaar nicht innerhalb der ersten zwei Jahre der schnellst erwartete Nachwuchs einstellt. Uneheliche Kinder sind verhältnismäßig selten. Auf 1000 Männer kommen nur 960 Frauen. Die Zunahme der Bevölkerung ist erstaunlich groß, denn sie übertrifft mit 15 Proz. wohl die aller anderen europäischen Staaten, aber wie gesagt: Platz ist noch genug da. Trotzdem findet auch eine Art Sachjüngerei statt, allerdings aus dem dichtbesiedeltesten Teil Bulgariens, der Umgegend von Tirnowa; große Scharen von Männern ziehen alljährlich von dort nach Rumänien, Süd-Rußland und Ungarn, wo sie Ackerland pachten und Gemüse bauen. Besonders Wanderlustige sind schon bis nach Belgien gelangt, und 1870 soll ein Trupp in Mex durch die Belagerung überrascht worden sein; selbst nach Amerika gehen einige auf kurze Zeit. Da sie, wie fast alle Bulgaren, sehr sparsam leben, bringen sie große Summen alljährlich nach Hause, die man schon auf über 3 000 000 fr. geschätzt hat. Die Sparsamkeit ist weit verbreitet und artet öfter bis zum Geiz aus.

Das Klima der Balkanhalbinsel ist bei ihrem gebirgigen Charakter ungleich rauer als das der Apenninischen und Pyrenäischen Halbinsel. Schon die Römer erwähnen den strengen und frühzeitigen Winter des Haemus und der Provinzen Moesia und Dacia mediterranea. Bulgariens Klima zerfällt in Gebiete, die mit den Pflanzenzonen fast identisch sind: das pontische Gestade, die Niederungen an der Donau, die thrakische Ebene und die Gebirge, besonders das Bergland des Westens. Die wichtigsten Eigenschaften des Klimas sind: kurzer heißer und regenarmer Sommer, kurzer, trockener Winter, reichlicher Frühjahrs- und Herbstregen, dabei schroffe Uebergänge und große Differenz der höchsten Sommerwärme und stärksten Winterkälte, in Sofia von +30 Grad Celsius bis — 19 Grad Celsius. Regelmäßig ist sowohl der „Altweiberwinter“ im November, als in den Berglandschaften der verspätete Schneefall im April oder Anfang Mai.

Viele Reisende unserer Tage beklagen die baumlose Dede, die sie bei einer raschen Wanderung durch die Landschaften Bulgariens überrascht hat. Sie beschränkt sich aber nur auf die großen Ebenen, die Talsohlen gewisser Bergkessel und besonders, wie in allen ehemals türkischen Provinzen auf die Umgebung der großen Städte. Es ist auch der Mangel an Straßenalleen und isolierten Bäumen, der diesen traurigen Eindruck hervorruft. Abwärts von den Hauptstraßen gelangt man jedoch bald in ausgedehnte, niedrige Buschwälder, ja, in abgelegenen Gebirgstälern kann man sich sogar an den herrlichsten, hochstämmigen Urwäldern erfreuen, die Südeuropa aufzuweisen hat. Die Verteilung dieses bewaldeten Bodens ist auf der neuen russischen Karte überall genau mit Farbendruck angegeben. Das Gesamtareal der Wälder wird

offiziell, allerdings mit Einschluß der niedrigen Buschwälder, auf ungefähr 4½ Millionen Hektare angegeben.

Im Mittelalter waren die Wälder ohne Zweifel viel größer. Berühmt war die riesige Silva Bulgariae, die die Kreuzfahrer auf dem Wege von der Donau zum Trajansthor durchzogen. Doch schon Ritter Dernschwam fand in der Hälfte des 16. Jahrhunderts die Berge zwischen Sofia und Pirot so kahl, und die ganze dortige Gegend so holzarm, wie wir sie heute sehen. Am Anfang des 19. Jahrhunderts haben die Türken bei der Verfolgung der Räuberheere der Skrdzalis Waldbrände angelegt und dadurch das Land nicht wenig verwüstet. Großen Waldschaden verursachten, wie in anderen Ländern der Halbinsel, die planlosen Verwüstungen beim Holzfällen, die zahlreichen, dem Nachwuchs so schädlichen Ziegenherden und die von den Wanderhirten zur Gewinnung einer besseren Weide im Herbst angelegten Grasbrände.

Holzarm und fast waldlos sind die Donaulandschaften bei Vidin, Pompanka, Radowo und Sibistow, die Steppe der Dobruza, die Ebenen Thrakiens und endlich ein breiter Strich, der sich vom Rilagebirge nordwärts bis gegen Pirot erstreckt und die Beden von Dupnica, Madomir, Sofia und Breznik nebst manchen angrenzenden Höhen (z. B. der Ilin Planina) umfaßt. Da gibt es Landschaften, wo man Viegel auf Strohfeuer brennt, an der Donau bei Vidin ebensogut wie z. B. bei Sibinica. In den Ebenen sind an den Flüssen auch Auen und Sumpfwälder vorhanden. Die größten, aus Weiden, Erlen und Pappeln bestehend, gibt es natürlich an der Donau, sie gehören aber mit den Zueln und Sümpfen meist Rumänien, da sich das die Grenze bildende Fahrwasser in der Regel an das hohe bulgarische Ufer anschließt. Auen gibt es auch an der Mariza, an der unteren Tundza und im Mündungsgebiet der Ramicja.

Von den Haustieren ist nach Jereceſ, dessen umfangreiches Werk über „Bulgarien“ uns hier als Quelle dient, an erster Stelle das Pferd zu nennen. Auf der ganzen Halbinsel überwiegt eine einheimische Gebirgsrasse, kleine, zottige Tiere, von dunkelbrauner, selten weißer Farbe, die bei aller Unscheinbarkeit stark und ausdauernd sind und in großen Heerden auf hochgelegenen Bergweiden gezüchtet werden. Der Esel ist überall vorhanden, in den Ebenen Rumeliens sogar zahlreicher als das Pferd. Der Maulesel ist das Haupttier der Rhodope. Das Kamel kam mit den Türken in diese Länder und zieht sich mit diesen wieder zurück.

Das wichtigste Haustier des bulgarischen Ackerbaues ist der Büffel. Dieses im Norden Europas wenig bekannte und selbst in Ungarn und Italien nicht häufige Tier ist niedriger und länger als der Dohse, mit stark zurückgebogenen Hörnern und einem feinen schwarzen oder dunkelgrauen Fell. Seine Bewegungen sind träge und langsam, aber seine Arbeitskraft übertrifft die des Ochsen, obwohl es viel Pflege erfordert, fast wie ein Pferd. Von einer angeblichen Wildheit und Reizbarkeit ist bei dem phlegmatischen Tier keine Spur zu merken. Die Büffelmilch ist reiner und schmackhafter als die Kuhmilch, ebenso die Butter. Die Existenz des Tieres ist an ein regelmäßiges Schlammbad gebunden; es muß einige Stunden täglich im Wasser stehen oder sich im Schlamm wälzen. Deshalb befinden sich in den Bauernhäusern einige Behälter, in denen die Büffel bequem bis auf den Kopf untertauchen können; manche Dörfer haben eigene gemeinschaftliche Tümpel dazu. Im Sommer sieht man auf den Straßen überall Büffel, die von einer dicken, gegen die Sonne und die Insekten schützenden Schlammkruste ganz überzogen sind, langsamen Schrittes schwere Wagen ziehen. Ein unentbehrliches Gerät bei jedem Büffelgespann ist auch ein hölzerner oder blechener Schöpflöffel zum Begießen der Tiere. Das Kind ist klein, kleiner als das ungarische, von weißer oder schmutzig weißer Farbe, mit großen Hörnern.

Die Schafe, Ziegen und Schweine unterscheiden sich nicht von denen der übrigen Balkanländer. Mit den wild zudringlichen Hunden der Bauern und Hirten muß der Reisende oft unangenehme Bekanntschaft machen; die grauen Hirtenhunde sehen nicht selten wie Vastarde von Hunden und Wölfen aus. Als Jagdwunde dienen meist Windhunde.

Von den Raubtieren ist das größte der Bär. Seine Verbreitung ist bereits recht eingeschränkt. Eine Landplage sind die Wölfe. Sie fehlen in keiner Gegend. Der Schafal kommt wohl nur im Osten der thrakischen Ebene und an der Pontusküste bei Burgas vor; im gebirgigen Westen ist er unbekannt, ebenso wie in Serbien; Füchse und Wildkaten gibt es überall in den Wäldern. Der Luchs ist selten. Im übrigen bietet die sonstige Tierwelt Bulgariens, in der die Vogelwelt stark vertreten ist, nichts besonders Bemerkenswertes.

Die Bevölkerung Bulgariens ist in aufsteigender Bewegung begriffen, jede Volkszählung ergibt ein starkes Wachstum, daneben zeigt sich durch Einwanderung, Auswanderung und Umsiedelung eine fortwährende Bewegung in der Bevölkerung. Im Vordergrund steht einerseits das Schwinden der Türken durch massenhafte Auswanderung, andererseits die unauflösbare Ausbreitung der Bulgaren über das ganze Land. In erster Stelle stehen natürlich die Bulgaren, dann folgen die Türken, Rumänen, Griechen, Zigeuner, spanische Juden, die anderen Slaven, Deutschen, Franzosen usw. Die bulgarische Sprache gehört zur Südostgruppe der slawischen Sprachen, sie hat aber eigentümliche Besonderheiten, die ihr eine besondere Stellung antwieſen. Der Wortschatz der Bulgaren zeugt in seiner Eigentümlichkeit von dem konservativen Charakter des Volkes, bei näherer Beobachtung fällt sein großer Reichtum auf. Sehr mannigfaltig,

^{*)} Dstrumelien, durch Vertrag vom Jahre 1878 neugeschaffen, ist die Südprowinz Bulgariens.

aber noch wenig erforscht sind die Dialekte, die man in zwei große Gruppen teilt: eine östliche und eine westliche. Beide haben wiederum mannigfaltige Mundarten. Die bulgarische Kirche ist ein Teil der orthodoxen orientalischen Kirche und bedient sich derselben altslawischen Kirchenbücher wie die Serben und Russen. Sie ist eine historische Fortsetzung der mittelalterlichen bulgarischen Nationalkirche, die unter der Türkenherrschaft von dem Konstantinopeler griechischen Patriarchat annektiert wurde.

Einen einheitlichen bulgarischen Typus gibt es nicht, und nach Abtreifung der nationalen Tracht ist der Bulgare auf den ersten Blick nicht so leicht zu erkennen, wie z. B. der Armenier oder der Jude. Es ist die Folge der Völkermischung, aus der sich die heutige Bevölkerung im Laufe von mehr als einem Jahrtausend herausgebildet hat. Im Wuchs ist der Bulgare eher klein als groß. Der Bergbewohner des Balkan vom Jzler bis zum Pontus sowie der ihm verwandte Bauer der benachbarten Donau- und Marisaebene hat meist einen kleinen, gedrungenen, knöchigen und elastischen Körper. Hochgewachsene, schlaffe Gestalten überwiegen in der Niederung an der Donau von Timok bis Pleven und im Gebirgsland bei Sofia, Radomir und Tra. Belebte Personen sind selten, viel seltener als unter den Türken. Das Haar ist meist dunkel und hart; kraustöpfige Personen finden sich nur wenige. Neben schwarzem Haar sieht man meist dunkelbraunes mit rölichem Schi; ein nordisch hellblonder Kopf ist eine Ausnahme. Außerst mannigfaltig sind die Gesichtstypen. Es gibt slawische Gesichter, wie man sie in Rußland, Polen und Böhmen antrifft, daneben romanische, die auch in den serbischen Ländern stark vertreten sind, ferner griechische, besonders in den Städten (Philippopol, Trnovo, Svislov usw.), dann auch armenische und kaukasische mit starken Nasen, nicht nur unter den Stadtbürgern, sondern zum Beispiel auch in der Ebene bei Philippopol. Die breiten, fast aufgebundenen Gesichter mit kleiner Nase und vortretenden Wadenknochen, z. B. bei Sofia und in gewissen Balkantälern, verraten alttürkische, petshenegische oder lunonische Abkunft, ja so mancher rotwangige Bulgare aus dem Balkan des Kreises von Trnovo sieht mit seinen buschigen Brauen über dem dunkeln Auge, dem langen abwärts gebogenen Schnurrbart und dem spärlichen Bartwuchs des Kinns ganz tatarisch oder kalmückisch aus. Es fehlt endlich, wie in Rumänien, nicht an Gigantentypen. In Mazedonien und in der Rhodope gibt es einen rührigen, dünnen, brünetten Menschenschlag mit kleinem Kopf und kurzem Kinn. Unter den Männern findet man manches schöne Antlitz. Die Frauen haben mehr intelligente als schöne Gesichter: an Schönheit des weiblichen Geschlechtes sind alle übrigen Balkanvölker reicher ausgestattet als die Bulgaren.

Die geräumige Ausdehnung der Städte mit deren geräumigen Haushöfen und Hangärten hat früher zu mancher Ueberhäufung der Bevölkerungszahl geführt. Die Volkszählungen der neuen Verwaltung haben die Erwartungen auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt. Eine Stadt von der Größe von Vulkareß, Galatz oder Athen gibt es in Bulgarien noch nicht. Die größte Bevölkerung hat Sofia mit 820 187 Einwohnern.

Die neue Verwaltung hat in den Ortsnamen hier und da Veränderungen vorgenommen, besonders in den Dorfnamen türkischen Ursprungs, für die vielfach russische Feldherren und bulgarische Revolutionen neue Namen lieferten.

In der Anlage der Städte herrschen wie in dem der Dörfer gleichfalls zwei Haupttypen vor. Der eine ist orientalisches und umfaßt die weit ausgedehnten Städte der Ebenen in der Regel mit gemischter Bevölkerung, wo die Häuser meist im Innern von großen Gärten oder Höfen stehen und die Gassen zum Teil nur mit einspurigen Hofmauern eingezäunt sind. Von dieser Art ist Sofia in seinen älteren Teilen, Ruscul, Kazanlyk usw. Der zweite Typus erinnert sehr an die mit möglichster Raumersparnis angelegten östlichen Städte mittelalterlichen Ursprungs, mit dicht gedrängten, an die Gasse selbst vortretenden Wohnhäusern; dazu gehören die vorwiegend christlichen Städte der Berglandschaften, zum Beispiel Trnovo.

Im allgemeinen bieten die meisten Städte von der Ferne einen malerischen Anblick, schon wegen der Menge der Bäume, der Minarets und der Stümpeln der Kirchen, Moscheen und Bäder. Das Innere pflegt bei dem ersten Typus durch seine Regellosigkeit und Unreinlichkeit rasch zu enttäuschen. Im ganzen sind die Orte des zweiten Typus reinlicher und angenehmer. Allerdings ist auch eine Stadt türkischer Art mit ihren weit voneinander stehenden Häusern gesünder, als manche enggedrängte italienische Gemeinde mit ihren hochhohen Häusern, engen Gassen und finsternen Wohnungen. Aus Stein oder Ziegel sind nur Kirchen, Moscheen, Bäder und überhaupt öffentliche Gebäude. In dem Baumaterial des Privathauses haben Holz und Lehm die Oberhand; in der Regel wird ein hölzernes Skelett aus starken Balken aufgestellt und dessen Zwischenräume mit rohem, durch geschnittenen Stroh aufgemischtem Lehm oder mit Luftziegeln, sehr selten mit Backsteinen ausgefüllt. An manchen Orten sind die Fundamente bis zu einer gewissen Höhe aus Stein, der obere Teil aus dem eben beschriebenen Fachwerk. Die Anwendung von Ziegeln zum Bau des ganzen Hauses ist eine Neuerung der neuesten Zeit. Aus diesem Grunde sind die Gebäude älterer Art sehr gebrechlich, wenig feuersicher und werden rasch baufällig.

Kleines feuilleton.

Kulturgeschichtliches.

Selbstmord als Todesstrafe. In Europa hat man bis ins 19. Jahrhundert hinein den Selbstmördern nicht nur das kirchliche Begräbnis versagt, sie oft schimpflich begraben, sondern auch den Selbstmordversuch unter strenge Strafen gestellt. Geholfen hat dies freilich nicht viel, da es eben stets entschlossene Todeskandidaten gab, die sich selbst durch die schärfsten Strafandrohungen nicht davon zurückschrecken ließen, Hand an sich zu legen. In Deutschland und den andern Kulturländern macht sich freilich heute eine andere Auffassung des Selbstmordes geltend: Man erblickt in den Selbstmördern nicht mehr so sehr Verworfenen als Unglückliche. Anders allerdings in Rußland und anderen slawischen Ländern, wo man bis auf den heutigen Tag nicht wagen darf, einen Selbstmörder etwa mit kirchlichen Ehren zu bestatten, da sich hartnäckig die Ansicht behauptet, daß der Selbstmörder, da er unbußfertig gestorben sei, der ewigen Seligkeit nicht teilhaftig werden könne und als Blutsjanger, Wampyr den Lebenden Verderben bringen müsse.

Ganz im Gegensatz zu dieser christlichen Auffassung des Selbstmordes war man im Altertum äußerst tolerant gegen den Selbstmörder. Bei uns sucht man bekanntlich auf jeden Fall zu verhindern, daß ein zum Tode Verurteilter das Urteil an sich selbst vollstreckt, und bringt ihn deshalb in die Mörderzelle und läßt ihn dort Tag und Nacht bewachen und falls es dem Unglücklichen doch gelingen sollte, einen Selbstmordversuch zu machen, stellt man den armen Todeskandidaten, oft unter Aufwendung aller Feinesien der ärztlichen Wissenschaft, wieder her, um ihn dann bald danach von Rechts wegen hingerichten. Dagegen zwang man in Attika den Verurteilten, das Urteil an sich selber zu vollstrecken, wie uns ja von Sokrates, der den Schierlingsbecher trinken mußte, bekannt ist. Wie uns Rudolf Hirzel, ein Kenner des klassischen Altertums, in einer Abhandlung über den Selbstmord im letzten Heft des „Archivs für Religionswissenschaft“ berichtet, machte man sogar schon den dreizehnjährigen Dardanios den Vortwurf, daß sie die Menschen nötigten, den Giftbecher zu leeren und so Mörder ihrer selbst zu werden. Dementsprechend saß auch Plato den Tod des Sokrates als augenwärtigen Selbstmord auf. Auch bei ganz anderen Völkern finden wir mitunter die Neigung, die Vollstreckung des Todesurteils dem Verurteilten selbst zu überlassen: wir brauchen nur an die grüne Schnur des Orients und an das Harakiri Japans zu erinnern, das bei weitem nicht immer freiwillig geübt wurde. Was die Gründe dieser Legalisierung des Selbstmordes anbelangt, so handelt es sich vielfach um eine Milderung der Strafe, in anderen Fällen dagegen erscheint ein solches Verfahren wiederum als ausgesuchte Grausamkeit. In beiden Fällen war aber sehr bedeutend, daß der Richter selbst von jeder Blutschuld freibleib, da der Verurteilte sich ja selbst getötet hatte und nicht hingerichtet worden war. Dies Motiv war bei der Einführung dieser eigenartigen Art der Strafvollstreckung so wirksam, daß es durchaus glaubwürdig ist, wenn uns alte Schriftsteller erzählen, der Kaiser Liberius sei infolge dieser Erwägung veranlaßt worden, den Selbstmord der Verurteilten auf jede Weise zu begünstigen, besonders dadurch, daß in diesem Falle nicht wie sonst ihr Vermögen konfisziert wurde.

Aus der Pflanzenwelt.

Jedem Laubenbesitzer ist wohl schon die Melde (Atriplex) als Unkraut höchst lästig gefallen. Sie erzeugt ungemein viel Samen und kommt auf dem schwächsten Sandboden fort. Ist nun diese Pflanze im allgemeinen auch nicht gerade gern gesehen, so läßt sie doch auch gutes von ihr sagen, denn solange sie jung ist, gibt sie einen ausgezeichneten Kohl und die im Herbst dicht mit Samen besetzten Äste werden immer gern von unseren Stubenvögeln abgefuchst.

Wenigstens ebenso lästig, wenn nicht noch viel lästiger ist aber eine andere, den ganzen Sommer bis spät in den Herbst hinein wuchernde Pflanze, die dem Kolonisten von gar keinem Nutzen ist. Jeder kennt sie, aber keiner weiß, wie sie heißt, wie mir schon so mancher Laubenbesitzer beklagt hat. Das buschige, von 15 bis 60 Zentimeter hoch wachsende Gewächs gehört zu derselben Klasse wie die Kamille, Sonnenblume, Wucherblume usw., nämlich zu den Kompositen oder Korbblietern. Wenn man nämlich genau zusieht, besteht jeder einzelne Blütenkopf aus unzähligen kleinen Blüten, die gleichsam in einem Korbe vereinigt sind. Von diesen kleinen Blüten haben nur die am Rande befindlichen je ein größeres Blütenblatt. So auch unsere Pflanze, nur daß jeder einzelne kaum erbsengroße, auf einem Stiele sitzende Blütenkopf nur fünf mit kleinen weißen eingekerbten Blütenblättern versehene Randblüten hat. Die Stiele schießen dreigabelig aus den Blattwinkeln in die Höhe, es stehen immer zwei kurz gestielte, schwach gezähnte Blätter einander gegenüber, deren Form herzeiförmig ist. Die lästige Pflanze heißt *Galinsoga parviflora* (Heinblumige Galinsoge) und hat ihren Namen von einem Direktor des botanischen Gartens in Madrid. Auf Deutsch nennt man sie Franzosenkraut. Sie stammt aus Peru in Südamerika, woher sie entweder mit Warensendungen eingewandert oder absichtlich von Forschern in die botanischen Gärten gebracht worden ist. Ihre Verbreitung ist Europa, besonders in der Umgebung der größeren Städte soll sie ihren Ausgangspunkt von dem botanischen Garten in Berlin genommen haben. Vertreiben kann man sie nur, indem man sie vor dem Blütenansetzen ausrotet.